

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

8. Jahrgang.

Sonntag, 12. Feber 1928.

Nr. 37.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . Ks 16.—
vierteljährlich . . . 48.—
halbjährig . . . 96.—
jährlich . . . 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags täglich früh

Ein „Erfolg“ der Regierungsdeutschen.

Mit der durchaus unzulänglichen und un-
rechten Regelung der Bezüge der Altpensionisten hat die tschechisch-deutsche Regierungs-
koalition eine andere Regelung verbunden, die
weit gründlicher ausfiel und von ungleich mehr
Opfer- und Gutsfreudigkeit der Regierung
Zeugnis ablegt, als sie gegenüber den Altpen-
sionisten auch jetzt noch beweist. In dem zwei-
ten Falle handelt es sich eben nicht um simple
ehemalige Staatsbeamte, die dem österreichi-
schen Staate 20, 30 und mehr Jahre gewissen-
haft gedient haben, wofür sie dann von den
neuen Machthabern im Staate mit einem er-
barmlichen Bettel in Pension geschickt wurden,
sondern um ehemals sehr hochmögliche Herren,
denen im Ariege Leben und Schicksal von hun-
derttausenden Menschen ausgeliefert war und
denen alles andere eher nachgejagt werden kann,
als daß sie mit diesem ihnen überantworteten
„Material“ sorgsam und gewissenhaft umge-
gangen wären, nämlich um die pensionier-
ten österreichischen Generäle. Soweit
sie tschechoslowakische Staatsbürger sind. Diese
Generäle, 148 an der Zahl, und die Witwen
nach solchen, deren es 143 gibt, sind der Gegen-
stand der außerordentlichen Fürsorge durch die
Regierungsmehrheit geworden. Nun sage noch
jemand, die Bürgerblockregierung zeige kein
menschliches Fühlen, ihr soziales Gewissen sei
verhärtet und sie wisse nicht, was Humanität
sei! Den österreichischen Generalen gegen-
über hat sie bewiesen, daß das Gegenteil richtig
ist. Dem Elend der Altpensionisten hat man
neun Jahre seelenruhig zugehört und andert-
halb Jahre deutsch-tschechischer Bürgerkoalition
mußten vergehen, ehe man sich entschloß, wenig-
stens der allerärmsten Schande ein Ende zu
machen, aber die Generale, o, da hatte man
es eilig, diese sollten nicht einen Tag länger
auf die Verbesserung ihrer Pensionen warten,
und so wurden die beiden Vorlagen unter einem
im Abgeordnetenhaus verhandelt und be-
schlossen. Unter einem Regime, das dem Mil-
litarismus Milliarden zum Futter hinwirft, das
der Erwerbung einer neuen Offizierskaste Ver-
ständnis und Entgegenkommen beweist, kommt
es doch auf ein paar Millionen jährlich für
die österreichischen Generäle nicht mehr an,
wenn man dabei die Veruhigung empfängt, daß
die Männer, die einstmal das Zivilpad „ein-
rückend“ machten, von nun an „standesgemäß“
werden leben können. Wo so hohe ideale Güter
auf dem Spiele stehen, da werden sogar die
tschechisch-bürgerlichen Patrioten, die sich eben
anfechten, das zehnjährige Jubiläum der Be-
freiung des tschechischen Volkes aus der öster-
reichischen Herrschaft festlich zu begehen, weich
und sie geben mit vollen Händen, während sie
sonst bereit sind, um jeden Heller zu feilschen.

Man hat die Tschechischbürgerlichen am
Freitag, als sie für die Erhöhung der Generals-
pensionen die Hände erhoben, nicht wieder-
erkannt. Sind das wirklich dieselben Leute,
die alles österreichische auf den Tod haßten
und von denen manche ganze Legenden er-
fanden, um zu beweisen, daß sie und nicht
andere das Hauptverdienst an der tschechischen
Revolution gegen Oesterreich haben? Am
Freitag war alles vergeben und vergessen, und
sie brachten es über sich, aus den Mitteln des
Staates den Männern, gegen die das tse-
chische Volk eigentlich Krieg geführt hat, die
Mittel zu gewähren, um ihnen den Lebens-
abend angenehmer zu gestalten. Wer hätte ge-
laubt, daß einmal so viel evangelische Milde
und Güte gegenüber den t. u. t. Generalen
bei jenen vorherrschend werde, auf die früher
schon das bloße Wort Oesterreich wie das rote
Tuch auf den Stier gewirkt hat! Aber seien
wir gerecht: den tschechischen Koalitionsteil-
nehmern hat das Heben der Hände gewiß
einige innere Beschwernisse gemacht und sie
haben ihre Bedenken nur deshalb heroisch
niedergerungen, um den deutschen Koalitions-
genossen eine Freude zu machen und ihnen zu
einem „Erfolg“ zu verhelfen. Denn diese sind
es, denen in erster Linie das Verdienst an der
Erhöhung der Generalspensionen zuzuschreiben

Ab morgen Streik im nordwestböhmischem Revier

Die Regierung — informiert sich.

Tepliz, 11. Feber. (Eigenbericht.) Heute
um 10 Uhr vormittags traf in Prag der Be-
amte der Berghauptmannschaft in
Prag, Regierungsrat Dr. Lemminger, ein,
der sich über Auftrag des Ministeriums für öffent-
liche Arbeiten bei den Vertretern der Bergarbeiter-
Organisationen über den Stand des Lohnkampfes
der Bergarbeiter informierte. Die Vertreter
der Bergarbeiter-Organisationen wiesen auf die
bisher gemachten Zugeständnisse hin und betonten,
daß die Verschärfung des Konfliktes und die Ein-
stellung der Arbeit, die am Montag, den 13. Feber,
durchgeführt werden wird, durch die Unnach-
giebigkeit der Unternehmer verschuldet ist. Weiter
erklärten sie, daß sie bereit sind,
neuerdings über die Bedingungen einer friedlichen
Lösung des Lohnkonfliktes und damit auch über
die Beendigung des Streikes in möglichst kurzer
Zeit zu verhandeln.

Daraus ist ersichtlich, daß diese Intervention
des Ministeriums für öffentliche Arbeiten, welche
in der Öffentlichkeit als Einschreiten der Regie-
rung zum Zwecke einer friedlichen Lösung des
Konfliktes ausgelegt werden könnte, sich aus-
schließlich auf Informationszwecke
beschränkte und daher keinen Einfluß
auf den Stand des Lohnkonfliktes
der Bergarbeiter hatte und auch nicht haben
konnte.

Dieses Kommuniqué spricht in all seiner
Knappheit Bände über die Gleichgültigkeit, mit
der die Bürgerregierung dem morgen einsetzenden
gewaltigen Kampf gegenübersteht. Dreißigtausend
Grubenarbeiter treten morgen in Streik, weil die
Kohlenbarone, deren Gewinne in den letzten Jah-
ren wieder gewaltig stiegen, den wachsenden be-
dringenden Forderungen der Bergarbeiter bisher ein
glattes Nein entgegensetzten. Und was tat und
tat die Regierung? Bis zum letzten Augenblick
überhaupt nichts, wenn anders man die unfrei-
willige Erklärung, etwas tun zu wollen, nicht
auch schon als eine Tat ansieht. Dann, am le-
zten Tage, nachdem der Streik bereits
proklamiert ist, erscheint ein Beamter im
Revier, um — sich zu informieren! Man
hat also bisher in Prag noch keine Zeit gehabt,
Informationen über Stand und Wesen des Lohn-
konfliktes einzuholen, man besorgt das erst in dem
Augenblick, wo man doch schon auf Grund längst
abgeschlossener Informationen vermittelnd ein-
greifen mußte! Niemand wird demnach annehmen,
daß es der Regierung wirklich um eine gerechte
Lösung des Konfliktes zu tun ist. Die Entsendung
eines Beamten am letzten Tage, zu Informations-
zwecken, und mit bedeutungslosen oder gar keinen
Vollmachten, das bedeutet Erklärung vollständigen

Desinteresses der Regierung an dem Kampf
zehntausender Bergarbeiter und an den Folgen,
die daraus für sie und ihre Familien entstehen;
statt einer Vermittlungaktion setzt die Regierung
einen formalen Akt.

Es ist empörend, wie diese Regierung ganz
offen ihre reine Interessengemein-
schaft mit dem Kapital zu erkennen gibt.
Wir haben schließlich von diesen Beauftragten der
politischen und sozialen Reaktion nichts anderes zu
erwarten gehabt. Kein Mensch dürfte annehmen,
daß auch nur in irgendeinem Augenblicke Gerech-
tigkeitsempfinden und soziales Verantwortungs-
gefühl über das Geldberg triumphieren könnten.
Das ist selbstverständliche Erfahrung des Prole-
tariats überall, wo die Bourgeoisie am Staats-
ruder steht. Aber anderwärts versucht man
in ähnlicher Lage doch die Unternehmer wenig-
stens zu leichtem Nachgeben zu bewegen, zumal
man doch weiß, daß selbst durch die Erfüllung
aller Forderungen der Arbeiter, die zum Streik
zwingen, das Kapital durchaus nicht in Räte ge-
rät; zumindest versucht man anderwärts, den
Schein zu wahren, als ob die Regierung wirk-
lich neutral zwischen Kapital und Arbeit stünde.

Nichts von alledem bei uns. Man läßt
sich Zeit, begnügt sich mit der Intervention eines
uninformierten Beamten am Tag vor Streikaus-
bruch und gibt so klar zu erkennen: wo es
Streikende gibt, immer auf Seiten
der Bestreikten!

An der Spitze des Ministeriums für öffentliche
Arbeiten, das hier kompetent ist und das seine
Pflicht zunächst einmal so vorbildlich durch die
Veranstaltung einer kleinen Informationsfahrt
des Herrn Dr. Lemminger nach Brüx erfüllt hat,
steht Herr Dr. Spina. Ein Deutschbür-
gerlicher, ein Landbändler, waltet so
fürsorglich über die Interessen von dreißigtausend
Bergarbeitern! Die deutsche Arbeiterschaft kann
hier einmal den „Aktivismus“ in Reinkultur
studieren. Die Aktivität erschöpft sich für das
Kapital, für die Forderungen der Arbeiterschaft
bringen sie nicht einmal eine Spur von Passivis-
mus auf. Dem Herrn Spina liegen die deutschen
Bergarbeiter des Reviers so fabelgrün auf wie
Herrn Sramel die tschechischen. Wer's bisher nicht
geglaubt hat, empfängt hier den Beweis.

Die Arbeiter nehmen es zur Kenntnis und
werden für gründliche Abrechnung sorgen

An die Bergarbeiter des nordwest- böhmischem Braunkohlenreviers!

Die Bergarbeiterverbände haben einen Aufruf erlassen, in
dem es heißt:

„Die gefertigten Bergarbeiterorganisationen haben auf Grund von
übereinstimmenden Beschlüssen ihrer Vertrauensmännerkonferenzen den
allgemeinen Revierstreik im nordböhmischem Braunkohlenrevier für

Montag, den 13. Feber 1928

proklamiert.“

Die Anwendung dieses letzten Kampfmittels
der Bergarbeiter geschah nicht leichtfertig und
nicht, ohne daß seitens der Bergarbeiterorganisa-
tionen alle Versuche unternommen wurden, um
auf friedlichem Wege einen Lohnausgleich zu er-
reichen.

Am 18. November 1927 überreichten die ge-
fertigten Bergarbeiterorganisationen den Gruben-
besitzern die Forderung nach einer einmaligen
Feuerungsausgabe in der Höhe von 400 Kronen
für Verheirathete und 300 Kronen für Ledige und
begründeten ihre Forderung damit, daß seit dem
letzten Vertragsabschluß (Oktober 1923) die für

den Lebenshaushalt der Bergarbeiter wichtigsten
Lebensmittel ganz wesentlich im Preise gestiegen
sind, daß die Leistung der Bergarbeiter seit dieser
Zeit ebenso gestiegen ist wie die Gewinne der
Grubenbesitzer, dagegen die Löhne der Berg-
arbeiter unverändert blieben.

Die Grubenbesitzer beantworteten diese
mehr als begründete und bescheidene Forderung
der Bergarbeiter ablehnend. Sie bestritten die
Verschlechterung der Lebenshaltung der Berg-
arbeiter im allgemeinen, so auch für das Nord-
westböhmisches Revier, und verwiesen endlich in
ihrer Antwort darauf, daß außerordentliche Feue-

an den „Marxisten“ liegt, um die Kunde von
dem Erwachen des bisher schlummernden
sozialen Bewusstseins der Deutschbürgerlichen
unter die Bevölkerung zu tragen, so wird ge-
wisß alles Nötige dazu geschehen.

Nicht immer ist ja das soziale Gewissen
bei den Deutschbürgerlichen so rohe, wie in
diesem Falle, wo es sich um eine Kasse von
Menschen handelt, zu denen sie durch ihre Sym-
pathie und ihre Dankesgefühle hingezogen sind.
Im selben Augenblick, wo sie für die Generale
ihre alte Liebe betätigen, treffen sie alle Vor-
bereitungen, um fast einer Million armer ar-
beitender Menschen das Recht auf das aller-
bescheidenste Maß von Versorgung im Alter
zu rauben. 80.000 alter Männer und Frauen
gibt es im Staate, die den Anspruch auf
Altersversorgung haben, aber dieselbe Regie-
rung, die sich der österreichischen Generale an-
nimmt, hat eineinhalb Jahre verstreichen lassen,
ohne sich dazu zu bequemen, die betreffende
Gefesetzesvorlage, welche bestimmt ist, diesen
Armen ihr Recht zu geben, aus der Schreibstube des
Ministers hervorzuholen. Und zur selben Zeit
plant auch die Regierung, die Renten der
Kriegsinvaliden ebenso zu kürzen wie die
kleinen Pensionen der Bergarbeiter-Witwen
und -Waisen, was eben alles zusammen „Anti-
marxismus“ genannt wird. Das ist eben das
Erbitternde an der Regelung der Generals-
pensionen, daß die Regierungsparteien mit der-
selben Hand, die für die Generale aus dem

Wollen schöpft, Millionen von Arbeitern das
Wenige zu rauben sucht, das ihnen die soziale
Gefesgebung gewährt hat. Die Generale be-
zogen bisher Pensionen in der Höhe, wie sie
ein Oberst erhält — das erschien den Anti-
marxisten als ein himmelstreichendes Unrecht!
Wieviele Millionen Menschen im Staate, die
nützliche und wertvolle Arbeit leisten, wären
froh und glücklich, wenn sie die Veruhigung
hätten, daß ihrer an ihrem Lebensabend ein
Versorgungsbezug in der Höhe der Pension
eines Obersten wartet! Daß fleißige, arbeit-
same Menschen im Alter ohne jeden Säug-
bautehen, empfinden die deutschen Christlich-
sozialen durchaus nicht als ein — wie sich ihre
Zeitung ausdrückt — „eines zivilisierten
Staates unwürdiges Unrecht“, sondern mit
ihren Begriffs von Zivilisation und Recht
verträgt es sich ganz gut, das Elend dieser
Armen noch durch Lebensmittelzölle, höhere
Steuern und durch Zerstörung der sozialen Er-
nährungsweisen noch zu steigern.

Der Bevölkerung aber ist zu sagen: Hier
ist einer der „Erfolge“, von denen die Deutsch-
bürgerlichen seit ihrem Regierungseintritt
faseln! Den arbeitenden Massen die geballte
Faust, den Besitzenden, den hohen Offizieren
offene Hände. So forrieren sie die „Fehler“
des Marxismus, so räumen sie den „Revoluti-
onschritt“ hinweg! Zwischen Marxismus und
Antimarxismus zu wählen, wird darnach der
Bevölkerung nicht schwer fallen!

rungszulagen mit dem abgeschlossenen Lohnvertrage nicht im Einklang stehen.

Die Bergarbeiter konnten sich mit dieser ganz unbegründeten Ablehnung ihrer bescheidenen Forderung naturgemäß nicht zufrieden geben. Auf Grund übereinstimmender Beschlüsse der Vertrauensmännerversammlungen der gefertigten Bergarbeiterorganisationen vom 8. Jänner 1928 haben die koalisierten Bergarbeiterverbände am 9. Jänner 1928 den Lohnvertrag in seinem 1., 2. und 4. Teile gekündigt und

die Forderung nach einer 20prozentigen Erhöhung aller Löhne und Gedinge, sowie aller in Geld ausgedrückten Zulagen

gestellt. In der Begründung dieses Kündigungsbeschlusses haben die koalisierten Bergarbeiterverbände darauf verwiesen, daß der gesamte Lebenshaltungsindeks beim Vertragsabluß 1923 880 betrug und im Laufe des Jahres 1927 bis auf 940 angestiegen ist, daß die Löhne der Bergarbeiter Nordwestböhmens, die seit jeher höher waren als in den anderen Revieren, hinter anderen Revieren zurückgeblieben sind, und daher der Kaufwert der nordwestböhmischen Bergarbeiterlöhne nur circa 80 von 100 des Wertes beträgt.

Der Verein für bergbauische Interessen im nordwestlichen Böhmen (Unternehmerorganisation) hat diese Kündigung mit Zuschrift vom 20. Jänner 1928 zur Kenntnis genommen und mitgeteilt, daß er eine 20prozentige Erhöhung der Löhne ablehnen müsse, und behauptet, daß die im Revier erzielten Löhne und Gedinge ihre vollständige Valorisierung erreicht hätten.

Die Bergwerksbesitzer haben mit dieser Zuschrift weiter den übrigen Teil des Lohnvertrages samt allen Anhängen zum Ablauf mit 17. Februar 1928 gekündigt.

Der Aufruf schildert dann den Verlauf der Verhandlungen mit den Unternehmern. Die Unternehmer schlugen einen Vertrag vor, der wesentliche Verschlechterungen enthielt, so die Erhöhung der Arbeitszeit, die Verschlechterung der Sonntagszulage, die Verschlechterung der Naturalleistung an Deputatslohn. Der Aufruf befaßt sich besonders mit dem Vorschlag der Leistungsprämie, das von den Unternehmern benutzt wurde. Die Bergarbeiterorganisationen gingen in ihrer Bereitwilligkeit zu einem friedlichen Übereinkommen so weit als möglich, ihr Entgegenkommen stieß aber immer wieder auf den bornierten Widerstand der Unternehmer, die alles, was einer direkten Lohnerhöhung gleichkam, entschieden ablehnten. Der Aufruf fährt dann fort:

„Während der Verhandlungen konnten die Unternehmer nicht befehlen:

1. daß seit dem letzten Lohnabbau eine wesentliche Steigerung der Preise der wichtigsten Bedarfsartikel erfolgt ist (sie beschränken sich darauf, zu erklären, daß sie daran nicht die Schuld tragen),

2. daß die Leistung seither wesentlich gestiegen und die Löhne unverändert geblieben sind. Sie konnten ebenso wenig die Feststellung der Bergarbeiterorganisationen, daß die Bergarbeiter Nordwestböhmens seit jeher in der Lohnhöhe an erster Stelle standen, seit mehreren Jahren an die dritte Stelle zurückgedrängt wurden, obwohl die Lebenshaltungskosten in Nordwestböhmen von allen Bergbaurevieren die teuersten sind, nicht entkräften. Die Bergarbeiter forderten nichts Unberechtigtes und nichts Unmögliches: ein größeres Stückchen Brot für sich und ihre Familien. Die Bergwerksbesitzer antworteten im wesentlichen mit Vertragsverschlechterungen, daher mit Steinen statt Brot. Der Ergänzungsvorschlag der Unter-

nehmer mit der Pauschalprämie von 150 K im ersten Quartal sollte das Vordmittel darstellen, daß die Bergarbeiter dauernd auf ein größeres Stückchen Brot verzichteten und einen wesentlichen Teil ihrer sonstigen sozialpolitischen Errungenschaften opferten.

Angeichts dieses Tatbestandes konnten die Vertrauensmänner der gefertigten Bergarbeiterorganisationen in ihren Konferenzen vom 5. Februar 1928

nicht anders, als zum letzten Kampfmittel zu greifen und den allgemeinen Revierstreik in Nordwestböhmen für

Montag, den 13. Februar 1928

zu beschließen. Die Bergarbeiter sind sich nicht im Unklaren darüber, daß der Streik von ihnen selbst Opfer erheischt, sowie sie auch überzeugt sind, daß er schwere Nachteile für die gesamte Volkswirtschaft im Gefolge hat. Ihre Organisationen haben alles getan und kein Mittel unversucht gelassen, um dies zu vermeiden. An dem starren Widerstand der Bergwerksbesitzer, die in den letzten Jahren ihre Gewinne ununterbrochen vermehrt haben, sind alle diese Bemühungen gescheitert.

Es bleibt kein anderer Weg, als das letzte Mittel des gewerkschaftlichen Kampfes, der

Svaz horníků v československé republice v Praze.

Sdružení československých horníků v Mostě.

Deutschsozialistischer Bergarbeiterverband in Brüx.

Union der Bergarbeiter in Zorn.

Bergarbeitersektion des Internationalen Angewerkschaftlichen Verbandes Prag.

Jednota českých horníků a hutníků v Mosč.

Zu den politischen Verfolgungen in Sowjetrußland.

Die beiden Vorsitzenden der Kommission zur Untersuchung der Lage der politischen Gefangenen, Senator de Brouckere (Brüssel) und Abgeordneter Arthur Crispin (Berlin), sandten am 2. Februar folgendes Schreiben an den Vorsitzenden des Zentralkomitees der Sowjetunion, M. Kalinin:

Zürich, den 2. Februar 1928.

An den
Vorsitzenden des Zentralkomitees der Sowjetunion,

M. Kalinin,

Moskau.

Am 1. Dezember 1927 haben wir ein Schreiben an Sie gerichtet, um dem Wunsch des internationalen Proletariats Ausdruck zu geben, daß die Amnestie aus Anlaß der zehnjährigen Bestehens der Sowjetunion auch eine allgemeine politische Amnestie in sich schließe. Unser Schreiben blieb unbeantwortet. Aber dennoch ist inzwischen von Ihnen eine Antwort, wie sie nicht auslässend sein könnte, erfolgt. Sie haben nicht nur keine politische Amnestie gegeben, sondern Sie haben neue politische Verfolgungen verhängt. Dagegen der Führer der Opposition in Ihrer eigenen Partei wurden in die Verbannung geschickt. So soll Leo Trotzky im fernen Asien, in Turkestan, hunderte Kilometer von allem politischen und kulturellen Leben entfernt, sein Dasein fristen. Die Verbannungsliste Nikolajski, Rodoks und anderer wurden noch nicht bekanntgegeben. Die Adresse oder, mit der Sie bisher das Weltproletariat über Ihr Verfolgungssystem zu täuschen suchten, enthält

sich diesmal für jedermann deutlicher als jemals zuvor.

Sie haben in allen diesen Jahren Hunderte und aber Hunderte Überzeugungstreue, ehrliche Sozialisten in die Verbannung geschickt und in die Gefängnisse geworfen und wenn Sie zur Rede gestellt wurden, dann haben Sie die Verfolgungen durch alle möglichen Fabeln, daß es sich um Konterrevolutionäre handle, zu rechtfertigen gesucht. Die Beschuldigung war, wie Ihnen an Hunderten von Fällen nachgewiesen wurde, eine direkte Verleumdung von Männern und Frauen, die ihr Leben im Dienste der Arbeiterklasse opferbereits hingegen haben.

Im Falle Ihrer jetzigen Parteioption können Sie diese gewöhnliche Verleumdung, es handle sich um „Konterrevolutionäre“, nicht einmal in den Reihen Ihrer eigenen Partei vorbringen. Denn so weit wir entfernt davon sind, die Auffassungen und Taten eines Leo Trotzky in den letzten zehn Jahren als legendär für die Arbeiterklasse zu betrachten, daß er ein überzeugter Revolutionär gewesen, werden wir niemals bestreiten und das können auch Sie nicht leugnen. Und daher wird die erfolgreiche Ihrer Parteioption und insbesondere der Fall Trotzky um Schuldschuld für Ihr System, das keinerlei Meinungsfreiheit duldet, das alles unterordnet dem Diktat Ihrer absolutistischen Regierung.

Die Vorsitzenden

der von der Sozialistischen Arbeiter-Internationale eingesetzten Kommission zur Untersuchung der Lage der politischen Gefangenen:

Louis de Brouckere, Arthur Crispin.

Streik.

Er fordert von euch, Bergarbeiter, die allergrößte Solidarität, die strengste Disziplin,

das sind die ersten Voraussetzungen für den Erfolg des Kampfes.

Der Lohnkampf wird ausschließlich von den gefertigten Bergarbeiterorganisationen geführt,

und

deren gemeinsame Weisungen sind zu befolgen, alle etwaigen anderen Anordnungen, von wo und von wem sie auch kommen mögen, sind entschieden zurückzuweisen.

Die gefertigten Organisationen sind der festen Überzeugung, daß die Bergarbeiter Nordwestböhmens, die erprobten Kämpfer, in gewohnter Weise den uns aufgezwungenen Kampf einheitlich und geschlossen bis zum erfolgreichen Ende führen werden. Der Kampf und sein Erfolg gilt allen Bergarbeitern, darum müssen alle dabei sein, niemand darf zurückstehen!

Maßgebend für die Führung des Kampfes sind die Streikvorschriften und die Beschlüsse und Weisungen der Streikleitung!

Turn und Brüg, im Februar 1928.

Bürgerbund und Waldreform.

In dem 1922 erschienenen „Beitrag zur Bodenreform für das deutsche Landvolk in der Tschechoslowakischen Republik“ schrieb der Verfasser Abg. Wolfgang Zierhut zum Schluß des Vorwortes folgendes:

„Das Bestreben der Bodenreform geht dahin, daß der zum allgemeinen Schaden übermäßige Großgrundbesitz entsprechend verringert, wie man zu sagen pflegt, abgebaut werde und daß die bodenbedürftigen Volksschichten in die Lage versetzt werden, aus dieser Verringerung des Großgrundbesitzes sich selbständige Existenzen auf Grundlage des Bodenbesitzes zu schaffen, sei es in der Landwirtschaft als Kleinrentner, Hauptrentner oder Nebenrentner.“ Abg. Zierhut hebt im Vorwort zum Beweis der ungesunden Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft die Tatsache hervor, daß 36 Prozent des gesamten Bodenausmaßes in der Hand von nur 2173 Eigentümern sind, wogegen die Einwohnerzahl in der ganzen Republik 13 (heute 14) Millionen ausmacht. Der Verfasser konstatiert weiter, daß das Elend der breiten Schichten des Landvolkes infolge der übermäßigen Anhäufung von Bodenbesitz in den Händen einiger Personen vergrößert wurde und daher das Verlangen nach einer Bodenreform sich geltend machte.

Diese Äußerungen und die mehr oder weniger bekannten Aussprüche Zierhuts gegen die tschechisch-nationalistische Praxis des Staatsbodenamtes lassen ihn und seine Partei als Anhänger einer sozial gerechten Bodenreform erscheinen. Freilich steht dem die Tatsache gegenüber, daß man seitens der meisten deutsch-bürgerlichen Parteien, darunter auch landbändlerische Politiker, von der Bodenreform überhaupt nichts wissen wollte. Auch der seinerzeitige Antrag Zierhuts und Genossen auf Erhöhung der Uebernahmepreise des beschlagnahmten Großgrundbesitzes für langjährige Kleinpächter um das Doppelte konnte beim besten Willen nicht als Beweis besonderer Reformfreudigkeit angesehen werden. Selbst das landbändlerische Parteiprogramm ging in dieser Richtung nicht weit. Jedemfalls war die Freundschaft der Landbändler für die Bodenreform nur eine sehr bedingte: schon deshalb, weil ihre maßgebende Rentkuppe, die richtiggehenden Bauern, keine Vorteile von der Bodenreform zu erwarten hatten.

Am meisten ging diesen Agrariern das von der revolutionären Nationalversammlung beschlossene Gesetz vom 17. Juli 1919 betreffend die Umwandlung des Gemeindegutes in Gemeindegutsamtern gegen den Strich. Durch dieses Gesetz wurde nämlich das Vorrecht einzelner Besitzer auf Nutzung von Gemeindegütern usw. beseitigt. Der Gemeindegutsbesitz an Grund und Boden sollte von nun an in erster Linie den wirtschaftlich Schwachen zugute kommen, was bisher nicht der Fall war. Gegen diese Verschneidung der Vorrechte der Altanwiesigen und Kustalisten liefen diese während Sturm und fanden in den Landbühlern willige Helfer.

Solange die Landbühler in der Opposition waren, konnten sie dem Sehen der Altanwiesigen und Kustalisten nach Wiederherstellung des ungerechten alten Zustandes nicht Rechnung tragen. Nun, da sie die „Hand am Steuer“ haben, will man sehr wahrscheinlich in einer ganz konkreten Weise die Frage zugunsten der drängenden landbändlerischen Größen lösen. In der letzten Zeit werden hier und da, nach einem bestimmten Schema, Waldgenossenschaften privater Besitzer gegründet. In dem Zeitpunkt, wo die Waldreform auf der Tagesordnung steht, wo der Staat Riesen-

ausgestochen. Ich hätte es eher verstanden, wenn sie mir die Augen ausgestochen hätten, aber was hat der arme Döns! ...“

„Einem Pferd die Augen ausstechen! So sehen die Sozialisten aus! Da haben Sie sie! Die verfluchten Liberalen! Das kommt alles von Leo Tolstoi!“ sagte Blaton Platonowitsch. „Sind Sie denn ein so großer Pferdebefahrer, Graf?“

„Sonderbare Frage!“

„Nun, dann ist darüber eigentlich kein Wort mehr zu verlieren, daß Sie hier in Kleinsiedlung Land laufen sollten. So eine günstige Gelegenheit wie jetzt kommt vielleicht einmal in tausend Jahren vor! Umsonst, für ein paar Groschen werde ich Ihnen ein Gut verkaufen: Skotelowka, ein wundervoller Platz, ein altes Gut des Grafen Rasumowski. Ja, mein lieber Graf, und wenn dieser Wirbel vorbei ist, werden wir Sie, vielleicht schon im nächsten Jahre, zum Adelsmarschall unseres Kreises wählen!“

„Nicht — warum gerade mich?“

Durch diese neue Möglichkeit eröffnete sich dem Grafen de Resor eine ansehnliche Perspektive. „Nicht, zum Adelsmarschall? — Nun, von mir aus, ich bin bereit“, murmelte er — und Würde, Güte, die langen Nasen, die voll Schweiß waren, verschwammen vor seinen Augen. Raschen Felsen zu Boden. Es war schon Morgengrauen, als man sich gegenseitig unter den Armen stehend, in eine Drolsche stieg. Alles weitere geschah.

Graf de Resor erwachte in der Dämmerung. Der Nadeln schmerzte ihn. Auf dem Stuhl neben dem Bett lag Blaton Platonowitsch und rauchte ruhig vor sich hin.

„Sitzt wachen Sie auf,“ sagte er, „wir müssen sehen, daß wir nicht den Zug verpassen.“

(Fortsetzung folgt.)

11 Ibylus.

Der Roman eines Revolutionärs-Abenteurers von
Mejer Tolstoj.

Gegen Abend tauchte, ganz nahe in westlicher Richtung, ein Bauernwagen auf. Semjon Iwanowitsch lehnte rasch um — verbunden war unmöglich. Dann zog er seine Gymnastikjacke aus, zerriss sie ein wenig bei den Taschen und Ärmeln, wälzte sich ein bißchen im Staub, zog sie wieder an, setzte sich an den Wagrand und nahm die mitteleuropäische Miene an, die überhaupt nur möglich war. Es waren mehrere Bauernwagen, die da im Trab angefahren kamen.

Er redete seinen Körper ihnen entgegen, streckte die Arme aus und rief: „Hilfe! Hilfe!“ Der erste Wagen hielt an. Drin saß der freundliche, rundliche Herr und die entrüstete Dame. Auf den folgenden Wagen waren die Bonnen, die Kinder und eine Unmenge von Koffern untergebracht.

In allen Gliedern zitternd, erzählte Semjon Iwanowitsch, daß man ihn bis auf den letzten Knopf ausgeraubt und verprügelt habe. Er wies seine Schauspielergestalt vor. „Er, so sehr dich auf den rückwärtigen Wagen — und vorwärts!“ rief der Rundliche.

Bei Sonnenuntergang wurden in der Ferne unter Bäumen die Strohdächer eines Meierhofes sichtbar. Mit der Mündung auf den Weg gerichtet — gegen die bolschewistische Seite zu — standen zwei deutsche Kanonen.

Mit seinen neuen Gefährten fuhr Semjon Iwanowitsch bis Charlów. Auf dem Bahnhof begann die einkaufende Dame unter Tränen zu weinen, während sie sich dem Büfett im Lauffahrt näherte: „Weißgebäd! Weißgebäd! S-h-t doch, Kinder: Gebäd!“ Sie umarmte zuerst ihren Gatten, dann

die Kinder. Selbst Semjon Iwanowitsch standen die Tränen in den Augen.

Er nahm das Geld aus seinem Vest, steckte es in die Tasche und fuhr mit einem erstklassigen Einspanner ins beste Hotel von Charlów. Am selben Tage noch legte er sich einen hochfeinen Anzug aus blauem Cheriou zu und trank Champagner. Charlów machte ihn überhaupt vollends trunken. Durch die Straßen stapften schweren Schritts die Kolonnen deutscher Soldaten in Stahlhelmen. In vornehmen Gepanzen sausten die Abkömmlinge aller ukrainischer Geschlechter in hellgelben Pelzmänteln durch die Straßen. Eine Unmenge von gerissenen Geschäftsleuten in b'auen Cheviotanzügen drängten sich in den Kassehäusern, machten Aufgeschäfte, jagten von einem Ende der Ukraine aus andere Wagen voll Aspirin, Wismut und Schmirgel. Bei hereinbrechender Dunkelheit flammten die weitgeöffneten Tore der Kabalette und Wnos in einem Meer von Quecksilberlicht auf. Im Stadtpark polterte eine Musikkapelle, und aus dem Uferschiff des Flusses Dnepr hörte man Kröten und Frösche quaken.

Semjon Iwanowitsch promenierte im Stadtpark. Das Orchester tobte, die Laternen zischten inmitten der unnatürlichen Wälder unter dem schwarzen Himmel. Semjon Iwanowitsch betrachtete zwei Damen: eine schwarzhaarige Blondine in Barett und Seidenkleid, das aus Vorhängen zusammengestellt war, und eine hagere in einem riesigen Hut mit Feder. „Aristokratinnen“, dachte er und lästete nach Art der Großstädter ein wenig seinen Hut: „Nimmer und immer allein! Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Conte Simon de Resor. Wollen Sie mir, bitte, nicht mein Anliegen abschlagen, Sie zum Abendessen einzuladen!“

Die Aristokratinnen waren keineswegs erstaunt oder mißtrauisch und gingen mit dem Grafen Simon de Resor ohne weiteres ins Séparé. Die Holzränder dieses Séparés waren über und über mit sehr ungewöhnlichen und un-

fittlichen Krügeleien bedeckt. De Resor bestellte Vorspeisen mit Wodka und Champagner. Es war sehr gemütlich und ungewöhnlich. Ma erinnert sich an das hauptstädtische Leben. „Ach, Petrograd!“ keufzte die Damen zu wiederholten Malen. „Verflucht sei ich,“ schrie de Resor, „meine Damen, wenn wir nicht innerhalb eines Monats nach Petrograd zurückkehren werden — mit einer Strafexpedition!“

Die Erinnerungen wurden immer rosigter unter dem bezwingenden Einfluß der Wodka. Man zerbrach die Gläser. Wiederholt begann man die russische Symphonie zu singen. Die Bretterwände begannen zu wackeln. Im Tabakqualm — ganz unverständlich, woher — tauchte mit einem Male der vierte Gesellschaftler auf — ein hagerer, verbrauchter Herr mit trauriger Nase und geteiltem, blondem Bart. Mit größtem Behagen sprach er dem Champagner und Wodka zu.

„Wieder — Ibylus! Der Teufel soll ihn holen!“ dachte de Resor mit seinem benebelten Gehirn.

„Und trotzdem, Erlaucht, ist es für uns noch viel zu früh, zu sterben!“ sagte der Unbekannte zu ihm, „wir werden schon noch genug schöne Tage erleben!“

Die Damen nannten ihn Blaton Platonowitsch. Eine der Damen, die mit dem Gut, die ihn scheinbar schon lange kannte, versuchte, sich ihm auf die Knie zu setzen. „Lassen Sie das, mir ist's zu heiß,“ sagte Blaton Platonowitsch, sie mit dem Ellbogen abweisend.

„Bedenken Erlaucht sich hier niederzulassen?“

„Ich weiß es noch nicht... ich muß mir die Sache noch überlegen...“

„Haben Sie stark unter der Revolution zu leiden gehabt?“

„Mein Gutshof ist buchstäblich total ausgeraubt worden... Die Herbeställe niedergebrannt. Meinem besten Bengst hat man die Augen

komplexe von Waldboden übernimmt, einen guten Teil selbst behalten, den Rest aber zuteilen will, hat die Gründung der erwähnten Genossenschaften sicherlich einen bestimmten Zweck. Bekanntlich will das Staatsbodeamt den Gemeinden und Bezirken nur wenig Waldboden überlassen, obwohl das Zuteilungsgebot die Selbstverwaltungskörper als qualifizierte Bewerber in erster Reihe nennt. Nach amtlichen Berichten wurden bis Ende November 1926 an Gemeinden und Bezirke angeblich 19.833 Hektar zugeteilt, davon bekamen 233 deutsche Gemeinden nur 342 Hektar. Für die Waldreform verblieben aber noch 2,1 Millionen Hektar!

Der beschlagnahmte Besitz des Großgrundbesitzes an Waldboden ist so groß, daß leicht alle berechtigten Ansprüche der Gemeinden und Bezirke befriedigt werden könnten und auch der Staat nicht zu kurz käme. Aber im Schoße der jetzigen bürgerlich-kapitalistischen Regierung herrschen wohl ganz andere Erwägungen vor. Die Christlichsozialen sind als direkte Vertreter der meist guttatholischen Großgrundbesitzer ausgesprochene Feinde der Bodenreform, wie sie dies auch offen im Aufruf zu den letzten Parlamentswahlen zum Ausdruck brachten. Was liegt näher als der Gedanke, die Waldreform so zu gestalten, daß den Großgrundbesitzern (im Wege von „Vereinbarungen“) weit mehr als die im Gesetze vorgesehenen 250, resp. 500 Hektar verbleiben können? Wenn der Staat im Innern des Landes Wirtschaftseinheiten von 5000 Hektar, an den Staatsgrenzen auch solche von 10.000 Hektar bilden will — je nun, warum sollen sich die „armen“ Großgrundbesitzer mit weniger begnügen? So sagen wenigstens ihre schwarzen Agenten und drängen deshalb die Nachhaber des Staates, den Großgrundbesitzern entgegenzukommen. Das Beispiel der kirchlichen Güter, die nach dem nun abgeschlossenen Verträge mit der päpstlichen Kurie offenbar aus der Beschlagnahme entlassen werden, reizt die Großgrundbesitzer aller Nationen förmlich zur Begehrlichkeit auf.

Daneben sind es die Rustikalisten, die damit rechnen, daß aus der Fülle des beschlagnahmten Waldes ihnen das Geheiß wird, was sie bei Durchführung des Gesetzes vom 17. Juli 1919 eingeholt haben. Diesem Zwecke sollen wohl die neugegründeten privaten Waldgenossenschaften dienen!

Charakteristisch ist, daß seitens der deutschen Regierungsparteien den Gemeinden empfohlen wird, sich endlich um die Zuteilung von zerstreuliegenden Parzellen — also Brosamen — zu bewerben. Der sozialdemokratische Antrag auf Bildung von Zweckverbänden der Selbstverwaltungskörper in bezug auf die Waldreform wird von Haus aus als „unannehmbar“ bezeichnet. Die Linie der reaktionär-kapitalistischen Entwicklung der sog. Waldreform ist also schon ganz klar ersichtlich. Die von Masaryk als „große soziale Tat“ hingestellte Bodenreform endet beim beschlagnahmten Waldbesitz so, daß die Selbstverwaltungskörper als Vertreter der Allgemeininteressen (speziell der nationalen Minderheiten) möglichst leer ausgehen sollen, der Staat den größten Hapen schluckt, die Rustikalisten und Altanfässigen eine Art Entschädigung bekommen, der Rest aber den Großgrundbesitzern verbleibt. Zu diesem Behuf werden alle möglichen Vorwände ins Treffen geführt, um die Selbstverwaltungskörper um ihr Erstgeburtsrecht zu betrügen. Die durch das Finanzgesetz herbeigeführte finanzielle Krise der Selbstverwaltungskörper kommt den Traktanten der Großgrundbesitzer und Rustikalisten gerade zurecht.

Im Zeichen des Bürgerblocks endet die Waldreform mit einem nicht geringen Erfolge der Großgrundbesitzer. Um mit Abg. Bierhut zu sprechen, bleiben die ungesunden Besitzverhältnisse zum allgemeinen Schaden teilweise bestehen, teilweise sind an Stelle der alten Besitzer die tschechischen Neureichen getreten. Je länger der hinter den Kulissen geführte elende Bodenstreich andauert, desto schmerzlicher wirds für die Gemeinden und Bezirke sowie für das wirtschaftlich schwache arbeitende Landvolk.

J. Sch.

Inland.

Gittel Freude im Hause Stalin.

In Norwegen hat die Sozialdemokratie nach ihrer Vereinigung mit der von Moskau unabhängigen kommunistischen Arbeiterpartei einen überwältigenden Wahlsieg errungen. Die bürgerliche Rechtsregierung mußte zurücktreten. Den drei bürgerlichen Parteien war es aber nicht möglich, sich auf ein gemeinsames Programm zu einigen. Nun erklärte die Sozialdemokratie ihre Bereitschaft, allein und mit ihrem eigenen Programm die Regierung zu übernehmen. Der Wahlsieg verpflichtete sie dazu, dem Lande ihr Regierungsprogramm vorzulegen. Diese Minderheitsregierung der Sozialdemokratie konnte auf keinen Fall von langer Dauer sein. Sie hatte vor allem historische Bedeutung als Demonstration der norwegischen Arbeiterklasse. Früher als man vermutete, hat die bürgerliche Mehrheit den Rücktritt der Regierung erzwungen. Die Banken stellten Forderungen und als die sozialdemokratische Regierung diesen Forderungen natürlich nicht entsprach, kommandierten die Banken die bürgerliche Linke zum Angriff auf die Arbeiterregierung.

Vor Freude über diesen Sieg der Banken weiß sich der Reichsenberger „Vorwärts“ nicht zu fassen. Es ist nur nicht recht zu begreifen, warum der „Vorwärts“ sich nicht auf eine Freundschafts- und eine Sympathie-Erklärung für die norwegische Bourgeoisie beschränkt, sondern seine Freude in einem Leitartikel zu erklären sucht. Denn in diesem Artikel muß sich sofort der Widerspruch offenbaren, der gerade zwischen dem Rücktritt der norwegischen Arbeiterregierung und den kommunistischen Theorien klappt.

Der „Vorwärts“ schreibt:

„Die norwegischen Banken versuchten vom neuen Ministerium „neue Staatsinterventionen“ zu erhalten. Die Regierung hat diese Forderung abgelehnt und darauf unternahmen die Banken eine Aktion gegen die Regierung. Der Führer der radikalen Partei, Mowinkel, brachte einen Mißtrauensantrag gegen die Regierung ein, der mit 86 gegen 63 Stimmen angenommen wurde. Nach der Abstimmung erklärte Ministerpräsident Hornsrud, daß die Regierung ihre Demission beschließen werde.“

Wo bleiben da alle kommunistischen Thesen? Bisher war das doch so: die Banken haben die sozialdemokratischen Soldknechte und Lakaien der Bourgeoisie beauftragt, die Regierung zu übernehmen und die Interessen der Bourgeoisie zu vertreten. Oder hat man es jemals anders gehört? Bisher war es doch eine der Grundlegenden aller kommunistischen Demagogie, daß sozialdemokratische Regierungen vom Bürgertum gebildet und bezahlt werden. Und nun plötzlich die Wahrheit, die eben immer das Gegenteil dessen ist, was die Kommunisten behaupten!

Es ist nur schade, daß der Zensor jene Stellen gestrichen hat, wo der „Vorwärts“ sein Programm entwickelt. Man erfährt also den eigentlichen Clou nicht. Doch genügt schließlich das Siebengeheule, um den ganzen Unfinn der kommunistischen Beweisführung zu offenbaren. Der „Vorwärts“ hätte schon besser daran getan, nur seiner Freude über einen Sieg der Bourgeoisie Ausdruck zu geben; das hätte jeder verstanden, denn es ist aller kommunistischer Brauch. Der Kommentator aber macht die Moskaugläubiger nur unnütz auf die Schwächen ihrer Thesen aufmerksam.

Der Senat ist für Dienstag, den 14. Februar, um 4 Uhr nachmittags zu einer Plenarsitzung einberufen. Auf der Tagesordnung stehen: 1. Tilgung der Verurteilungen, 2. Regierungsentwurf über die Reisepässe, 3. Seemannsgesetz, 4. Immunitäten. Um halb 4 Uhr findet eine Klubobmannen-Konferenz statt. Der Immunitätsauschuss tagt bereits Montag, den 13. d., um 3 Uhr, der Wehrausschuss Dienstag um halb 10 Uhr, der volkswirtschaftliche Ausschuss Mittwoch um 9 Uhr.

Stürme über Europa.

Furchterliche Wetterkatastrophe in Norwegen.

Oslo, 11. Februar. Bis jetzt werden 20 bis 30 Tote angegeben, die die Wetterkatastrophe in Norwegen gefordert hat.

Orkane über England.

London, 11. Februar. Ein außerordentlich starker Sturm herrschte seit gestern abends in Großbritannien und Irland. In vielen Bezirken ist der Wind orkanartig. In Südwestirland hatte er eine Stundengeschwindigkeit von 83 Meilen, im übrigen Teile des Landes eine solche von 60 bis 80 Meilen. Kurze, aber schwere Gewitter und sehr starke Hagelschauer werden aus vielen Teilen des Landes gemeldet. In London fiel gestern das Thermometer in weniger als 10 Minuten um 10 bis 12 Grad auf den Gefrierpunkt. In einigen nördlichen Bezirken sind starke Schneefälle eingetreten. Infolge des Einfalles von Dächern und Mauern wurden in London mehrere Erwachsene und Kinder verletzt.

Gewitter und Stürme auch in Deutschland.

Berlin, 11. Februar. Auch aus dem Westen und Süden Deutschlands, so aus Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe, Frankfurt am Main und Mannheim wurden heute nachts heftige Gewitter mit schweren Regengüssen und Hagelschauern, begleitet von starkem Sturmwind, gemeldet.

München, 11. Februar. Die stürmischen Westwinde haben in der vergangenen Nacht in Bayern Sturmweitere, verbunden mit Schneefällen, gebracht. Das Maximum des Sturmes erreichte heute morgens gegen 3 Uhr in München 27 Sekundenmeter. Nach dem Sturm trat ein Rückgang der Temperatur ein, das Thermometer fiel innerhalb einer Viertelstunde um etwa 7 Grad. Der begleitende Regen verwandelte sich in heftiges Schneegestöber und brachte in den Morgenstunden Schneefälle.

Ein starker Sturm richtete besonders in den Hochwäldungen großen Schaden an. Im Tale liegen jetzt 20 und in den Höhen 50 Zentimeter Neuschnee.

Die Steglitzer Schülertragödie.

Berlin, 11. Februar. (Eigenbericht.) Der Kranz-Prozess hat nunmehr auch im Reichstag ein Echo gefunden. Bisher hat das Gericht davon Abstand genommen, die Öffentlichkeit bei den Verhandlungen einzuschränken, selbst bei der Erörterung solcher Dinge, über die man früher nicht offen reden durfte. Die gesamte Presse hat natürlich darüber ausführliche Berichte gebracht. Das haben die Deutschnationalen zum Anlaß genommen, um im Reichstag einen Antrag einzubringen, der die Verichterstattung über derartige Prozesse wesentlich einschränken soll. In dem Antrag wird eine Novelle zum Reichspressgesetz gefordert, wonach Prozessberichte, die geeignet sind, das Geschlechtsgefühl der Jugend zu überreizen oder irrezuführen, nicht gebracht werden dürfen. Der Antrag enthält zweifellos einen schweren Angriff auf die Pressefreiheit. Die Presseberichte über den Prozess erscheinen zwar in sensationeller Aufmachung, man kann aber bisher der Verichterstattung nicht den Vorwurf machen, daß sie geeignet wäre, die Gefühle Jugendlicher zu überreizen. Soweit sich Mißstände gezeigt haben, ist daran eher die Prozeßführung selbst schuld. Die Sozialdemokratie hat dem auch gegen die sofortige Beratung dieses Antrages Einspruch erhoben; der Antrag konnte daher auch nicht in Beratung gezogen werden.

Die drei Schüsse.

Freitag nachmittag wurde Hilde Scheller über die Bluttat selbst einvernommen. Sie erklärt, daß sie drei Schüsse hörte, und schildert mit auffallender Ruhe die Lage des sterbenden Bruders. Seine Hände lagen zum Nachtsitz, der Kopf zum Schranke. Paul kniete dicht bei seinem Kopfe. — Vorl.: Bewegte sich Ihr Bruder noch? — Zeugin: Nein, er starb. — Vorl.: Wo lag der Revolver? — Zeugin: Hinter meinem Bruder am Nachtsitz. — Zeugin: Sie sagt weiter, sie habe zu Paul „Mörder!“ gesagt. Er habe aber erwidert: „Ich war es nicht, sondern Günter.“ Da sei ihr zum Bewußtsein gekommen, daß Hans noch da war. Sie habe gerufen, er solle herkommen, aber er kam nicht. Nun habe sie gesehen, daß er hinter dem Schranke liege und auch tot war. — Vorl.: Warum sagten Sie denn „Mörder!“? — Zeugin: Weil ich sah, daß Günter erschossen war. Da ließ ich aus dem Zimmer und weiß nur, daß ich im Kinderzimmer war. Paul und Ellinor waren auch da. Ich hörte dann beide im Schlafzimmer schlafen und dachte, es ist alles gleich, du mußt helfen. Paul und ich versuchten nun, Hans hinter dem Schranke hervorzuziehen. Es ging nicht. Nachher im Kinderzimmer sagte Paul, als ich den Arzt und die Polizei anrufen wollte: „Laß das, drei sind schon genug!“ Vorher, als er auf meinem Beie lag, sagte er: „Jetzt muß ich mir auch das Leben nehmen. Es fällt doch alles auf mich. Es sind noch drei Angeln im Laufe.“ Da hielt ich Ellinor fest und ließ sie in das Schlafzimmer. — Vorl.: Haben Sie sich nicht bemüht, die beiden Erschossenen zu verbinden? — Zeugin: Paul sagte zu mir: „Habt ihr kein Verbandzeug?“ Ich antwortete: „Nein. Aber wir haben Umschlagtücher.“ Und darauf sagte Paul, ich solle sie ihm geben. Schließlich gibt die Zeugin an, daß sie den Revolver versteckt und ihn dann dem Arzt gegeben habe, den sie telefonisch befragen hatte.

Der geschminkte und gepuderte Günter.

Der Sachverständige Dr. Magnus Hirschfeld, der bekannte Spezialist für Homosexualität, fragt, ob Günter nicht einmal in den Kleiderkammer seiner Schwester spazieren gegangen sei. Sie sagt lächelnd: „Jugendgeschichten! Wir haben einmal vor Jahren unsere Kleider getauscht.“ Die Zeugin gibt zu, daß sich ihr Bruder geschminkt und gepudert habe, bevor er in die Schule ging. Sie habe ihn oft gebeten, das zu unterlassen. Sie gibt weiter zu, daß Günter einmal mit einer Freundin in das schwarze nachgezogene Augenbrauen in Mahlow in das Damenbad gegangen sei. Auf Alkohol hat er sehr reagiert. Auf die Frage des Verteidigers, was sie gedacht habe, als sie Paul und Ellinor in zärtlicher Umarmung vorfand, erklärt sie, ohne direkt zu antworten, Ellinor habe ihr erzählt, daß Paul gesagt habe, er liebe sie noch mehr als Hilde. Auf eine weitere Frage des Verteidigers, ob es ihr Paul nicht überlassen habe, daß Stephan bei ihr war, sagt sie nach einigem Nachdenken und indem sie den Angeklagten voll ansieht: „Paul hätte verhindern können, daß Hans dableib! Ich habe ihm doch gesagt, er soll dafür sorgen, daß Günter schlafen geht, damit Stephan hinaus kann.“

Darauf wird der Steglitzer Arzt Dr. Freund einvernommen, der von Hilde telefonisch befragen worden war. Er sagt, daß Hilde und Paul ihm eine Darstellung gaben, die ihm als zurechtgelegt erschien. Paul sagte, er habe den Mord, der aus dem Hof zwischen Günter und Hans entsprungen sei, nicht verhindern können, weil die Tür verriegelt war. Günter habe mit Hans zusammen in der Stube übernachtet. Paul sagte weiter, er habe in der Kammer geschlafen und Hilde im Speisezimmer — also lauter Unwahrheiten. Auf die Frage nach dem Grunde des Hasses, sagten beide übereinstimmend, Stephan habe Günter wegen einer homosexuellen Geschichte bei den Eltern oder bei der Polizei verraten. Der Zeuge erzählt, daß Hilde damals anfänglich einen sehr erregten und erschütterten Eindruck machte, während Paul eine ganz überlegene, vielschichtige auch nur scheinbare Ruhe zeigte. An seinen Augen sah der Arzt, daß er über den Fall scharf nachdachte. Plötzlich sagte er, jetzt werde wohl aus einer Herleienke nichts werden, worauf ihn der Arzt fragte, ob er denn jetzt keine andern Gedanken habe.

Hilde ist noch Jungfrau!

Es folgt nun eine längere Erörterung über die Frage, ob Hilde Scheller noch Jungfrau war. Dr. Freund war von den Eltern mit der Untersuchung beauftragt worden und er bejaht diese Frage. Er hält deshalb auch die Angaben der Hilde über ihre Beziehungen zu jungen Leuten für richtig. Allerdings betont er, daß es eine absolut sichere Feststellung nicht gebe. Der Gerichtsarzt sagt, außerordentlich geschickte Spezialisten müßten doch wohl zu einem ganz sicheren Ergebnis kommen können. Der Verteidiger bittet, daß eine neue Untersuchung vorgenommen werde, natürlich nur mit Zustimmung der Eltern. Das Gericht geht jedoch darauf nicht ein.

Der Vorsitzende fragt, ob die Zeugin das bekannte Gedicht im Tagebuch des Paul, worin es heißt: „Ein Mädchen wird sich schon bedanken, wenn deine Liebeslust nur aus Gedichten spricht“, von ihr verfaßt wurde. Sie erklärt, daß es eine Gemeinschaftsarbeit mit einer fünfzehnjährigen Conline war, und zwar angeregt durch die Gedichte Pauls.

Nun folgt die Vernehmung des Polizeivizepräsidenten Dr. Weiß. Er bekundet, daß Kranz schon gegenüber der Kriminalpolizei vollkommen Aufschluß gegeben habe, auch über den nächtlichen Besuch der Hilde bei ihm in Mahlow. Davon hatte aber Hilde gar nichts gesagt. Der Vizepräsident ließ sie deshalb zu sich laden. Sie kam lächelnd herein und sagte zunächst nichts von diesen Dingen. Sie bestritt sogar auf die direkte Frage, daß sie den nächtlichen Besuch gemacht habe. Darauf wurde Paul herbeigerufen, der seine früheren Angaben in aller Ruhe und Bestimmtheit wiederholte. Die vorher so liebenswürdige und anmutige Hilde sei nun wie eine Hyäne auf Paul losgefahren und habe ihn angefaucht: „Paul, wie kannst du so etwas sagen?“ Der Polizeivizepräsident habe auf Grund seiner jahrelangen kriminalistischen Erfahrungen von Hilde den Eindruck größter Unglaubwürdigkeit und außerdem einer starken Gefühlsroheit empfunden.

Sie braucht so etwas.

Es folgt nun die Vernehmung der Polizeirätin Dieking, die wegen des psychologischen Rätsels, das Hilde bot, vom Polizeipräsidenten herangezogen wurde. Die Zeugin sagt, Hilde machte bei ihrer Vernehmung einen sehr unbefangenen Eindruck. Sie kam ihr lächelnd entgegen und war durchaus zu Scherz und Unterhaltung geneigt. Sie sprach sich offen darüber aus, daß sie beim Rüsten eine Entspannung gefühlt habe. Da sie an den Verkehr mit jungen Leuten dadurch nun gewöhnt sei, brauche sie so etwas. Deswegen habe sie sich immer neue Freunde gesucht und ließ sich führen.

Es werden nun vom Gerichtshof die beantragten Zeugen abgehört; von den Eltern sollen nur Frau Kranz und Herr Scheller einvernommen werden. Dann wird die Verhandlung vertagt.

Berlin, 11. Februar. In der heutigen Verhandlung des Kranzprozesses wurde über Gerichtsbeschluss der Antrag, Hilde Scheller, nochmals untersuchen zu lassen, zurückgestellt. Inzwischen ist der preussische Justizminister Dr. Schmidt mit verschiedenen Beamten seines Ministeriums erschienen, um dem weiteren Verhör beizuwohnen. Die Zeugenvernehmung wurde mit der Zeugin Ratti fortgesetzt.

Die Zeugin sagt aus: Als Hilde an dem betreffenden Abend Hans Stephan mit in die Wohnung hinaufnehmen wollte, sagte ich: Das kannst du nicht tun, weil Günter oben ist. Hilde wollte aber Hans Stephan doch mitnehmen, und zwar so, daß Günter nichts davon merken sollte. Wir gingen dann nach oben; Hilde zog sich mit Hans zurück, ich unterhielt mich mit Günter. Dann ging ich fort. Zu den Vorgängen am nächsten Morgen bekundete die Zeugin: Bevor ich zur Schule ging, kam ich nochmals zu Schellers hinauf. Paul öffnete. Er war komisch in seinem Benehmen. Auf meine Bemerkung zu Hilde, daß sie alle so komisch seien, was denn los sei, bemerkte Hilde: Ja, Hans war die Nacht über hier. Hilde bot dann Paul in meiner Gegenwart, nichts davon zu sagen, daß Hans noch in der Wohnung sei und Hans gab ihr sein Ehrenwort darauf. Günter ging nun in das Schlafzimmer. Paul folgte ihm, die Türe wurde zugesperrt. Plötzlich hörten wir Schüsse. Meiner Ansicht nach waren es drei. Als ich ins Zimmer kam, sah ich jemand am Boden liegen und dachte zunächst, Paul hätte sich erschossen. Aber Hilde schrie: Paul, was hast du gemacht? Paul sagte gar nichts. Hilde ging dann nochmals durch das Zimmer und rief: Hans, wo bist du? Schließlich fand sie Hans Stephan ebenfalls tot in der Schrankkammer. Ich fragte Paul, wie das gekommen sei: Er suchte mit den Achseln: er wisse nicht. Als Hilde die Polizei und den Arzt rufen wollte, sagte Paul: „Drei sind schon genug.“ Als sie auf der Treppe war, habe Paul sie zurückgerufen und ihr gesagt, es war Günters Revolver, worauf sie erwiderte: „Nein, es war meiner.“

Auf eine Frage des Vorsitzenden erklärte die Zeugin, Hilde Scheller habe beim Anblick ihres toten Bruders laut geschrien: „Günter, mein armer Günter, was hast du gemacht!“

Volkswirtschaft.

Den Lehrlingen gilt's.

Im Kampf gegen die soziale Versicherung der Arbeiter kennen die Unternehmer keine Hemmungen und es braucht deshalb niemanden zu wundern, wenn sie auch gegen die Unfallversicherung der Lehrlinge Stellung nehmen. Die Prager Unfallversicherungsanstalt hat immer den Standpunkt vertreten, daß als Versicherungsobjekt der Lehrling betrachtet werden kann. In der Folge ihres Jahresarbeitsverdienstes eines Lehrlings der Arbeiter zur Grundlage genommen wird. Diesen Standpunkt haben die Unternehmer bekämpft, weil sie dabei einige Heller pro Jahr mehr als Versicherungsbeitrag zahlen müssen. Ihr Standpunkt ist, daß als Grundlage der Versicherung eines Lehrlings der Verdienst eines Arbeiters nach der Ausleihe zur Versicherungsgrundlage genommen wird. In der Folge ihres Standpunktes haben die Unternehmer im Verwaltungsgerichtungsverfahren das Oberste Verwaltungsgericht angerufen und dieses hat in einer Entscheidung vom 3. Oktober 1927, Zahl 2124/27 ausgesprochen, daß als niedrigster Jahresverdienst voll entlohnter Arbeiter der Verdienst eines Arbeiters in demselben Betriebe unmittelbar nach der Ausleihe anzusehen ist. Damit ist dem Standpunkt der Unternehmer Rechnung getragen und sie können nun für jeden einzelnen Lehrling ein paar lumpige Heller pro Jahr an der Unfallversicherung ersparen.

Daß durch die Entscheidung des Obersten Verwaltungsgerichtes die Lehrlinge, die einen Unfall erleiden, sehr schwer geschädigt werden, versteht sich wohl von selbst und die Unfallversicherungsanstalten müssen sich wohl oder übel an diese Entscheidung halten. Wenn nun von diesen Versicherungsanstalten versucht wird, mit Berufungsgründen auf die Unternehmer einzuwirken, daß als Versicherungsgrundlage der Lehrlinge doch der Jahresarbeitsverdienst eines qualifizierten Arbeiters angenommen wird, kann man diese Bemühungen nur anerkennen. Die Arbeiterunfallversicherungsanstalt in Prag hat in richtiger Erkenntnis der schweren Schädigung der Lehrlinge an den Hauptverband der Deutschen Industrie ein Schreiben gerichtet, das in den „Mitteilungen“ des genannten Verbandes wohl veröffentlicht, aber nur mit dem Zusatz versehen wurde: „Wir bitten unsere Mitgliedsfirmen und Arbeitgeberstellen zu dieser Anregung Stellung zu nehmen, um einheitlich vorgehen zu können“. Kein Wort weiter, um die Unternehmer zu veranlassen, dem Standpunkt der Arbeiterunfallversicherungsanstalt doch zu entsprechen. Kein Hinweis, daß diese Ausführungen beherzigenswert oder beachtenswert sind. Nur die bloße Registrierung des Schreibens, das man doch nicht gut verheimlichen konnte.

Da aber gerade dieses Schreiben der Arbeiterunfallversicherungsanstalt recht klar zeigt, welche schwere Schädigung verurteilten Lehrlingen durch die Entscheidung des Obersten Verwaltungsgerichtes zugefügt wird, wollen wir es auch der breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis bringen, wird doch dadurch am besten aufgezeigt, welcher feindseligen Standpunkt unser Unternehmerum in dieser Frage einnimmt. Die Arbeiterunfallversicherungsanstalt schreibt:

„Das OVG hat in seinem Erkenntnis vom 3. Oktober 1927 ausgesprochen, daß für den fiktiven Arbeitslohn der Lehrlinge der Arbeitslohn eines voll bezahlten Arbeiters gleich nach der Ausleihe maßgebend ist. Die AUVA in Prag geht zwar auf diese Entscheidung, die übrigens

nur einige Zweige der Industrie und hauptsächlich des Gewerbes betrifft, ein, kann ihr aber aus Gründen der Humanität und des sozialen Friedens wohl nicht zustimmen. Die Lehrlinge kommen in ihrer jugendlichen Unerschaffenheit und Leichtfertigkeit oft zu schweren Unfällen und da der fiktive Lohn nach dem erwähnten Erkenntnis des OVG gering ist, ist auch deren Unfallrente eine unbedeutende. Bei dem Verluste der rechten Hand z. B. und der diesem Verluste entsprechenden 75prozentigen Einbuße an Erwerbsfähigkeit beträgt die Unfallrente bei einem einbekannten Lohn von 2250.— K etwa 93 K monatlich, (da die Höchstrente von 100 Prozent = zwei Drittel des anrechenbaren Jahresarbeitsverdienstes = 1500 K jährlich; 75 Prozent = 1125 K jährlich, bzw. 93.75 K monatlich). Diese Unfallrente bleibt für den verletzten Lehrling sein ganzes Leben lang unverändert. Es ist begreiflich, daß er mit dieser Rente nicht leben kann, trotzdem er normalerweise zeitlebens erwerbsunfähig bleibt. Die AUVA in Prag zahlt einem Vorkriegsrentner (Lehrling), dessen Rente bei dem damals maßgebenden Jahresarbeitsverdienstes von 600 K jährlich 360 K beträgt, freiwillig eine Zulage von 600 K. In Erwägung aller dieser Umstände wäre es wohl angezeigt, wenn die Industrie den Lehrlingslohn nicht im Sinne des Erkenntnisses des OVG herabsetzen würde, sondern trotzdem nach den bisherigen Grundätzen der AUVA einbekennen würde. Die Anstalt verpflichtet sich ihrerseits in einem jeden einzelnen Falle den verletzten Lehrling nach dem für ihn rechtzeitig einbekannten Arbeitslohn zu entschädigen.“

Es wäre zu wünschen, daß die Unternehmer dieser billigen Anregung aus reinen Menschlichkeitsgründen entsprechen und als Grundlage für die Unfallversicherung der Lehrlinge den Jahresarbeitsverdienst eines voll entlohten Facharbeiters annehmen. Wenn schon das Organ des Unternehmerverbandes seinen Standpunkt nicht ändern will, dann sollten die Unternehmer, die unter Umständen doch den Arbeitern näherstehen, aus eigener Initiative eine andere Stellungnahme herbeiführen.

Kleine Chronik.

Der chinesische Ruf. In China ist der Ruf viel komplizierter als bei uns. Er zerfällt in drei Zeiten: 1. Die Nase nähert sich der Wange der Geliebten. 2. Es wird langsam und lange durch die Nase eingeatmet, die Augen blinzeln. 3. Die Lippen lassen ein leises Geräusch hören, ohne die Wange zu berühren. Das ist alles. Aber ist das nicht hübsch? Und die Chinesen sehen mit Verachtung auf die Europäer herab, die „ihre Lippen wie Saugnapfe benutzen.“

Zugausreisen der Luftfahrt. Zugausreisen zur See nach dem Nordpol und Spitzbergen, um die Mitternachtssonne zu schauen, nach dem Mittelmeer, dem Orient, den Azoren usw. werden seit Jahren von vielen Schiffsgelehrten veranstaltet. Nun kommen die Zugausfahrten auch und bald auch die Zugausfahrten. Die britische Reichsluftfahrt-Gesellschaft beginnt jetzt mit einer Zugtour über Frankreich, Spanien, Marokko, Ägypten, Tunis, Italien und zur Zeit via Paris bis London. Die Fahrt dauert 35 Tage und kostet einschließlich Port, Verpflegung, Autoausflügen usw. nicht weniger als 9120 Mark. Eine ganze Reihe von Städten werden dabei berührt und besichtigt. Nur Leute der Klasse Erster werden sich derartige Zugausfahrten leisten. Aber die Briten wissen schon, was sie tun und jedes Flug-

zeug wird ohne Zweifel voll besetzt sein. Uebrigens ist seit einiger Zeit ein Luftdrohnenbetrieb zwischen London und Paris eingerichtet. Reiche Damen oder „liebe Freundsinnen“ mieten eine solche Luftdrohne, fahren morgens in kaum zwei Stunden nach Paris, machen ihre Einkäufe usw. und sind am Abend wieder zurück in London. Wann kommt New York - Paris an die Reihe? P. F.

Literatur.

Spannende Bücher.

Das Wort „Spannend“ hat in der Literatur keinen guten Klang; „Spannend“ ist eben nur allzu oft Ausdruck für bedenkenlose Kollportage, billigen Reiz, aufregende, innerlich unwahre Romantik, Appell an niedrige Instinkte. Aber wie doch das Leben selbst voll unerhörter Spannungen ist, so gibt es sehr wohl auch Kunst, die dieses Leben mit höchster Spannung echt und stark widerspiegelt.

Diese Kunst nun beherrscht in ganz außerordentlichem Maße der Engländer Liam O'Flaherty, von dem bei Th. Knauer in Berlin in deutscher Uebersetzung ein Roman „Die Nacht nach dem Verrat“ erschienen ist: „Ein Arbeiter hat während eines Streiks einen Unternehmersekretär erschlagen; er flieht, nur ein einziger von den Kameraden weiß um den Aufenthalt des Mörders. Dieser Minnow, selbst Prolet, ausgestoßen aus der revolutionären Organisation, arbeitslos, hungrig, verkommen, verrät den Freund um zwanzig Silberlinge (fünf Pfund) an die Polizei. Die Schandtat solltet ihn; die revolutionäre Organisation findet rasch heraus, daß er der Schuft ist, zwingt ihn vor ihr Tribunal, verurteilt ihn zum Tode. Er entkommt, aber das Bewußtsein seiner Tat zerbricht ihn, er ist längst gerichtet, da ihn die Röcher ereilen. — Vom Aussteigen des Verratsgedankens bis zur Sühne der Tat verstreicht nicht mehr als eine einzige Nacht. Aber die ist so ausgefüllt von inneren und äußeren Geschehnissen, erschließt so sehr die ganze politische, soziale, seelische Welt um das Proletariat der irischen Hauptstadt Dublin, daß der Leser von dem unerhörten Geschehen zu tiefst gepackt wird. Der Autor selber, ein ungewöhnlicher Künstler, Psychologe, Schilderer, läßt seine Stellung zu den Ereignissen, Menschen, Klassen und Ideen nicht klar erkennen; er nimmt nicht Partei für das Bestehende, ist aber auch weder Sozialdemokrat noch Kommunist; wir und sie kommen schlecht weg. Am Ende mag man unter der ein wenig gelisteten Mäule so etwas wie religiösen Revolutionarismus erkennen, aber auch das muß nicht stimmen, ist auch, jedenfalls künstlerisch, nicht entscheidend. Das Bedeutsame ist, daß hier ein lebendiges, starkes, bezwingendes Buch geschaffen wurde; der Stoff und seine Behandlung machen es zu einer durchaus einmaligen Erscheinung. In der Reihe der Knauer-Bücher ist noch ein zweiter Roman erschienen, der besondere Erwähnung verdient und der durch die Herausgeberstadt Thomas Manns gewissermaßen literarisch gedeckt ist: „Karawannen in der Nacht“ von Harry Hervey. Dieses Buch gehört mehr der phantastischen, romantischen, halb-kriminalistischen Literatur an. Die Handlung spielt in Indien, ihr Kern- und Ausgangspunkt ist ein Milliardenbetrug an Schmutz indischer Großer. Die Verfolgung der Diebe bis in den fernsten Teil Tibets ist voll der wunderbarsten Abenteuer. Aber das Kriminalistische ist dem Autor nicht Haupt- und Endzweck. Ihm geht es um die Aufspürung der romantischen Triebkräfte, die so tief auch in Menschen unserer Zeit wurzeln, um das Erkennen der geheimnisvollen Bande, die fremde Schicksale miteinander verketten, um die psychologische Verbundenheit äußerer Geschehnisse und innerer Erlebnisse. Zur Erhaltung der Spannung des Lesers sind die Ereignisse geschickt kompliziert, die immer neuen Ueberraschungen bis zur letzten Seite haben

nichts mit der Praxis gewöhnlicher Detektivgeschichten gemein, die Hauptgestalten sind stark und mit viel Seelenkenntnis gezeichnet, Band und Leute glaubhaft-interessant festgehalten. Wirklichkeit und Phantasie verschmelzen organisch zu einem Ganzen, das eben darum als ein wirkliches kleines Kunstwerk angesehen werden darf.

Spannend, aufregend und reich an Ueberraschungen ist gewiß auch, was Edgar Wallace schreibt, heute einer der auch in Deutschland meistgelesenen englischen Autoren. Aber mit Kunst, mit guter Literatur hat das gar nichts zu tun. Man hat jetzt auch in Prag und Teplitz seinen „Deger“ ausgeführt. Das Publikum war zum größten Teil von dieser kriminalistischen dramatischen „Kunst“ begeistert. Das spricht jedenfalls von außerordentlichem Geschick und dieses kann man dem Roman-schreiber Wallace auch wirklich noch weniger absprechen, als dem Bühnenautor. Der Wahrheit die Ehre: man kommt nicht recht zum Schlafen, wenn man abends das Geheimnis der Tür mit den sieben Schlössern“ zu lösen beginnt (das als Roman in deutscher Uebersetzung bei Wilhelm Goldmann in Leipzig erschienen ist). Die Spannung des Lesers ist stellenweise sogar ungeheuer. Eine gewisse Kultur des Autors, sein Charakterisierungsvermögen und noch manch andere gute Eigenschaften können sozusagen als Entschuldigung geltend gemacht werden; denn der geistig sehr geringe Wert der Kriminalliteratur haftet natürlich auch diesem Vertreter der Gattung an, mag er auch ihr derzeit bester sein. Davon überzeugt man sich sehr rasch, wenn man ein zweites Buch derselben Art zur Hand nimmt: immer dasselbe. Bleibt also eigentlich nur der Wert gelegentlicher starker Ableitung. Der geistige Arbeiter braucht solche zuweilen in dieser Form. Jugendlichen und Unfertigen darf man selbstverständlich auch die Bücher Edgar Wallaces nicht in die Hand geben. Aber der Erwachsene, der einmal zu solcher Abwechslung greift, muß sich dessen nicht schämen, zumal wenn er nach der Lektüre fühlt, daß er nun wieder für zwei Jahre seinen Bedarf an Detektivromanen eingedeckt hat.

E. G.

Gerichtssaal.

Heilig, heilig, heilig ist das, was dem Militärflüstert gehört!

Prag, 11. Februar. Vom Jahre 1920 bis 1922 dienten beim 33. Infanterie-Regiment in Vranova die Infanteristen Pavol David und Rudolf Ros. Ros war Schneider in der Werkstatt, David Hilfskraft im Militärmagazin. Für das Umnähen und Abjustieren der Uniform gab David dem Ros damals als Vergütung eine Pistole, die der Mann mit nach Hause nahm. Auf irgendeine Weise kam es heraus, daß Ros damals eine ärarische Pistole habe — nämlich nach sechs Jahren. Der Staatsanwalt erhob nach Einnahme des Mannes die Anklage wegen Diebstahls gegen beide ehemaligen Infanteristen. In der vor dem Strafsenate in Prag unter dem Vorsitz des OVRG Oloňský stattgefundenen Verhandlung verteidigte sich Ros damit, daß er nicht wußte, daß es eine ärarische Pistole war, die er als Entgelt von seinem Kameraden bekommen hatte. Sein Kamerad David hatte es inzwischen mit der Ehrlichkeit auch nicht sehr genau genommen, da er in Sträflingskleidern vorgeführt wurde. Er büßt nämlich gerade eine sechsmonatige Strafe ab. Der Senat schenkte der Verteidigung des bisher unbescholtenen Angeklagten Ros keinen Glauben und verurteilte ihn zu sechs Wochen schweren Kerkers bedingt auf zwei Jahre. Der Dieb der Pistole, der jetzt gerade im Kerker ist, ging dagegen strafflos aus, weil der Senat die Strafe, die er jetzt abbüßt, als hinreichend ansah.

Der Hammer.

Von Erich Grisar.

Hein Bünemanns Leben war eine ewige Wanderfahrt. Als Bräutigam hatte er die ganze Welt gesehen. Doch nun war das aus. Seit zwei Jahren lag er auf der Landstraße. Das war kein Leben für ihn. Er hatte immer seine Arbeit und sein Brot gehabt und nun mußte er für jeden Brocken Brot und jeden Schluck Suppe die Klappe in die Hand nehmen und den Budel krumm machen. Dabei war er ein gerader Kerl. Hatte dazumal die Baustelle verlassen, weil er keinem Vorgesetzten in den Hintern kriechen konnte. Das war ja auch der Grund, der ihn mit fünfzig noch auf die Landstraße gebracht.

Vor einigen Tagen war er wieder einmal in das Industriegebiet gekommen. Viel los ist hier ja gerade nicht, dachte er, als er diese Welt des Eisens und der Arbeit wieder sah, aber es ist für ihn eine Welt der Erinnerungen. In jungen Jahren hat er hier oft gearbeitet und auch seine letzte Baustelle ist hier gewesen.

Berrgott, wenn er zurückdenkt. Was war er doch für ein Kerl damals. Drüben am Hafen steht noch die Verladebrücke, die sie 99 gebaut, Franzén Dillken war doch damals so befohlen gewesen. Da hatte er die Arbeit für ihn mitgetan und den großen Quertträger. Da oben sitzt er noch, ganz allein hochgezogen. Nachher hatte Franzén einen ausgearbeitet und zuletzt waren sie beide so befohlen, daß der Monteur sie nach Hause schicken mußte.

Und da drüben, ei du heilloses Donnerlittchen, da steht noch der Kessel, den er kurz vor dem Kriege aufstellen half. Am oberen Mannloch muß doch die Marke noch zu sehen sein, die er damals in seiner Wut in das Eisen geschlagen, als er das Auge verlor.

Er wanderte weiter. Die Batterien der Kolonnen flammten. Die Walwerke lärmten und die Schloße streichen schwarzen Rauch in den Himmel. Wohin er sieht, sieht er Zeugen seiner Vergan-

genheit. Gasometer und Brücken, Förderarme und Kessel, alles Dinge, an deren Werden er seinen christlichen Anteil hat.

Ihm ist es, als habe er das ganze Revier mit seinen eigenen Händen erbaut. Selbst das Eisen, das für künftige Brücken und Maschinen in heißen Bädern aus den Hochofen rinnt, ist noch lebendige Frucht seiner Arbeit; denn auch die Windleitungen und Comper an den Hochofen wurden einst mit seiner Hilfe gebaut.

Dreißig Jahre sind eine lange Zeit und man schafft viel in dieser Zeit, wenn man fleißig ist. Aber einen Ort zu schaffen, an dem er ausruben könnte, dazu hat es nicht gelangt.

Der Tag vergeht und es wird Abend. Das ragende Jagdwerk einer Brücke taucht plötzlich aus der Dämmerung heraus. Wie kühn sich das über die Straße reckt. Welche Gewalt in diesen Trägern liegt. Ja, das war noch eine Mont'age. Und mit Wehmüt denkt er daran, daß es seine letzte war.

Herrgott, waren das Zeiten. Er sieht sich noch, wie er damals über den Obergurt lief und ohne auch nur anzuhalten über den schmalen Windverband nach der anderen Seite. Und dabei lief unten schon der Zug über die Brücke, daß das ganze Netz von Eisen zitterte und bebte. Ja, damals, da war er noch ein Kerl.

Dann fällt ihm ein, daß er damals ja den Hammer noch hatte, der nachher schief. Einen schönen Krach hatte das damals gegeben. Fünf Mark wollte man ihm abgeben, und als er aufmuckte, gab man ihm die Fleppen. Und keine Arbeit wieder, wohin er kam. Nun steht alles wieder vor seinen Augen. Da oben, zwischen den Gurtlamellen, gleich da wo der Windverband beginnt, muß der Hammer noch liegen. Er hatte doch noch Schrauben in die Löcher gedreht an die der Roter nicht herankam und sie mit dem Hammer verflopfte.

Immer mehr lebt er sich in die vergangenen Zeiten hinein, und der Wille erwacht in ihm, da hinaufzuklettern und sich Gewißheit zu holen. Und wenn der Hammer wirklich noch da liegt,

ihn mitzunehmen. Einer von den Bauern der Gegend wird ihm sicher eine Mark oder ein Essen dafür geben.

Er klettert den Bahndamm hoch und ist schon oben. Er schwingt sich über das Geländer der Brücke. Das fällt ihm schwer. Aber ist es denn das erste Mal, daß er klettert? Ist er ein fleischer Bod oder ist er ein Hein Bünemann, der sein Leben mit Klettern verbracht und der eine Brücke wie diese doch noch im Schlaf erklettert. Also!

Schon geht's aufwärts. Im Fachwerk der Vertikale klettert er hoch. Er schnauft. Krampfhaft hält er sich fest.

Damals ging es doch besser, denkt er. Aber das macht der Anstich, der macht das Eisen so glatt. Man hat keinen richtigen Halt.

Schnaufend klettert er weiter. Ratssch, da reißt er sich die Sohle von den Schuhen. Verdammst, denkt er. Na, irgend ein Schuster schlägt mir schon wieder ein paar Nägel herein. Dann geht's wieder.

Nun ist er oben. Mit letzter Kraft legt er die Hand auf die Horizontale. Die Riele in den Knotenblechen geben keinen festen schwachen Halt. Ein Ruck, und er wird oben sein. Er leucht und stöhnt. Dann wirft er ein Bein über den kantigen Träger.

Ratssch, ratssch. Er spürt plötzlich kühlen Wind durch seine Hose wehen. Rann, denkt er, die Hose auch kaputt? Soviel ist der dumme Hammer denn doch nicht wert. Aber jetzt ist er einmal oben.

Eine letzte Anspannung und er hat es geschafft. Mit schlurfender Sohle tappt er über den Obergurt. Langsam und mit ausgebreiteten Händen. Er schnauft, doch gleich hat er die Balance wieder. Verdammt, früher war ich doch sicherer auf den Beinen. Aber das sind bloß die Schuhe, denkt er dann und geht weiter. Die Luft weht ihm selbstsam weich und frisch um die Nase. Es ist Frühling in der Welt und wie ein Rausch kommt es über ihn. Ja, er steht seinen Mann noch. Er kann noch klettern wie ein Junger.

Aber Arbeit findet er keine mehr. Die Jungen, die kaum auf der Erde gehen können, die nimmt man und wirft ihnen das Geld in den Hals. O, er hat schon Gründe, zornig zu sein auf die Welt, die ihn zugrunde gehen lassen will. Aber er wird nicht zugrunde gehen.

Da, wirklich, da liegt der Hammer. Sein Hammer. Er gehört ihm, denn er hat ihn nicht nur mit seinem Werte bezahlt sondern mit seinem Leben. Und das ist ein hoher Preis. Aber er wird einen noch höheren Preis dafür eintauschen. Er wird ihn nicht für ein Essen hingeben. Nicht für ein Nachtquartier. Hingeben wird er zu seinem alten Monteur und ihm den Hammer unter die Nase halten. Und ihn fragen, ob er den Mut hat, ihn noch einmal zuhause zu nennen. Ihn rauszuschmeißen um dieses lumpigen Werkzeuges willen. Er wird diesem vollgefreßenen Schieber, diesem Salunken, den Schadel einschlagen mit diesem selben Hammer. Er wird aufräumen. Plaz schaffen für Nachwuchs.

Eine grenzenlose Wut ist über ihn gekommen. Er hat vergessen, was er gelitten in diesen Jahren. Hat vergessen, wie schwach er wurde in dieser Zeit. Vergessen, daß er hungrig und daß er auf dem schwankenden Gurt seiner Brücke steht. Er wehrt nur noch von seinem Haß gegen diesen Menschen, der der Schuldige an seinem Schicksal ist.

Er bückt sich, den Hammer herauszuholen aus dem Loch, in dem er liegt. Aber wie er ihn greift steckt er fest. Eingeklemmt und mit Farbe verklebt. Er zerrt. Aber der Hammer gibt nicht nach. Er zerrt fester, nimmt seine ganze Kraft zusammen. Da ruckt es. Der Hammer löst sich. Ganz leicht ist er plötzlich in seiner Hand. Er verliert die Balance, läßt den Hammer los und saust zur Erde.

Mit jerschmettertem Schadel liegt er am Boden. Arbeiter fanden ihn so und schafften ihn fort. Um den Hammer kümmerte sich niemand. Den fand ein Bauer am nächsten Tage und nahm ihn mit sich nach Hause.

